

ANNA PETERS
MIT ALICE HUTH

NICHT OHNE MEINEN SOHN

Er war ihre große Liebe,
doch als alles zerbricht,
will er ihr das Einzige nehmen,
was sie noch hat: ihren Sohn ...

Der leidenschaftliche
Kampf einer Mutter gegen
die Windmühlen der Justiz

Lake Muskoka – Ort des Glücks

Nach den Tagen bei meiner Tante in Montreal hatte sich etwas zwischen Paul und mir verändert. Da war etwas Zartes, eine erste Vertrautheit, und ich spürte, wie mein Widerstand gegen eine Fernbeziehung – trotz der eher seltsamen Begegnung mit Pauls Familie – schmolz. Ich hatte mich in ihn verliebt.

»Ich will mit dir zusammen sein«, drängte Paul, und ich wollte »Ja« sagen. Und schließlich sagte ich auch »Ja«.

Bald riefen mich Kollegen an, die ich noch nie gesehen hatte. »Ich hab gehört, du nimmst jeden Flug nach Toronto? Was kannst du mir dafür anbieten?« Die Tauscherei gefiel mir, und vor allem ältere Kollegen waren dankbar, wenn sie um den kanadischen Zielort herumkamen: Der Flughafen lag mehr als eine Stunde stadtauswärts, und das Hotel vor Ort sah aus wie ein Bunker aus dem Zweiten Weltkrieg.

Von da an flog ich alle paar Wochen zu Paul, verband meine Reisen aber mit einer Bedingung: Wenn ich ihn besuchte, würde ich nicht bei seinen Eltern wohnen. Wir genossen das Stadtleben in Toronto, bis unsere Kurzurlaube ins Geld zu gehen begannen.

»Meine Eltern haben ein Ferienhaus am See, am Lake Muskoka«, eröffnete mir Paul an einem Spätsommerabend am Telefon. »Wald, Wasser und wilde Tiere. Meinst du, das könnte dir Spaß machen?«

»Klar, warum nicht«, erwiderte ich. »Ich mag Natur – wenn auch für höchstens drei Wochen, im Urlaub.«

Der Lake Muskoka liegt zwischen Gravenhurst und Port Carling, gut zweihundert Kilometer vor Toronto. Sein Hauptzufluss, der Muskoka River, versorgt ihn mit eigentümlich trübem Wasser. Früher lebten die Stämme der Algonquin und Huron an seinen Ufern. Es heißt, *Muskoka* sei die Verballhornung von *Mesqua Ukee*, dem Namen eines bekannten Indianerhäuptlings, der 1850 mit seiner Unterschrift besiegelte, dass 250 000 Morgen Land seiner Ahnen an die Weißen fielen. Mesqua Ukees Schicksal ist denkwürdig: Der Indianer war für die Regierung von Ontario so wertvoll, dass sie ihm ein Haus in Orillia baute, wo er mit 95 Jahren starb. Heute verbringen Leute wie Pauls Eltern ihre Ferien in

Hütten am Seeufer, auf der Suche nach dem einfachen, ursprünglichen Leben.

Nun fuhren auch Paul und ich bei Wind und Wetter raus ans Wasser. Unterwegs hielten wir an einem der kleinen Supermärkte – die diesen Namen kaum verdienten – im Ortskern von Bala an und versorgten uns mit Proviant für die nächsten Tage, bevor es auf einem breiten Schotterweg direkt ans Seeufer ging. Das »Ferienhaus« seiner Eltern war eine verwitterte Holzhütte mit Feuerstelle. Auf Holzblöcken in einen Hang gezimmert, bestand sie aus einem offenen Wohn-, Ess- und Schlafbereich. Geheizt wurde mit Holzkohle in einem Kamin, ein Metallkessel diente als Wasserkocher, und neben dem Plumpsklo riet einem ein Zettel »*One Scoop*« – ein Löffel Pulver statt Spülung. Die Wasserleitung führte kaltes Seewasser, und so wuschen wir uns meist direkt im See, wenn der Tag anbrach. In der Morgenröte liefen wir nackt zum Wasser hinab. Noch heute fühle ich die stechende Kälte an meinen Beinen, dann das Kribbeln, das sich warm und angenehm auf der Haut ausbreitet. Die Hütte war Teil einer kleinen Feriensiedlung, aber im Herbst waren die anderen Cottages oft verwaist und wir konnten völlig ungestört in den Tag leben.

An einem Abend im Spätherbst saßen wir in Decken gewickelt an der kleinen Feuerstelle vor unserer Hütte. Mir wurde kalt. Ich wollte gerade vorschlagen, hineinzugehen, als Paul den Finger an die Lippen legte. »Hörst du das?« Ich lauschte. »Das kommt aus der Hütte der Millers – und ich weiß, dass sie nicht da sind.«

Ich maß dem Gerumpel nicht viel Bedeutung bei. »Dann geh doch mal nachschauen.« Da war Paul schon aufgesprungen und lief los. Ich hing meinen Gedanken nach, als er kurz darauf zurückkam. In der einsetzenden Dunkelheit sah sein Gesicht bleich aus und seine Augen glänzten.

»Ein Bär!« Seine Stimme war nur ein Flüstern. »Da ist ein Braunbär.«

Seufzend erhob ich mich. »Ja, sicher.« Bären hatte ich bisher nur im Zoo gesehen und ich konnte mir nicht vorstellen, dass sich einer in unsere Siedlung verirrt haben sollte. Paul war vorgelaufen und wartete bereits an der Hütte unserer Nachbarn auf mich.

»Na, wo ist dein Bär?«, fragte ich grinsend, als ich zu ihm trat. Pauls Stimme klang rau. »Eben war er noch hier. Er hat versucht, den Vogelfuttersack zu knacken und hat dabei den Holzstapel umgestoßen.«

Ich fröstelte. Wir sollten die Decken reinholen, bevor man die Hand nicht mehr vor Augen sieht, ging es mir durch den Kopf. Da hörte ich das Knacken von trockenem Holz und drehte mich um. Ich erstarrte. Ich blickte direkt in ein Paar wilde braune Augen. Das Tier stand etwa fünf Meter von mir entfernt, reglos, und sah mich an. Ein ausgewachsener Braunbär. Im nächsten Moment liefen Paul und ich los, wir rannten so schnell wir konnten. Erst in der Sicherheit unserer Hütte wagten wir einen Blick zurück. Aber der Bär hatte in entgegengesetzter Richtung die Flucht ergriffen.

Inzwischen weiß ich, dass man auf keinen Fall weglaufen sollte, wenn man auf einen Bären trifft. Manchmal wundere ich mich über mich selbst. Warum habe ich damals so viele Situationen falsch eingeschätzt? Fehlt mir etwa das natürliche Gespür für Gefahr? Oder hätte niemand voraussehen können, was mir bevorstand?

Nach diesem Erlebnis suchte Paul unsere einzigen Nachbarn auf, ein altes Ehepaar, das trotz der strengen Witterung noch in seinem Feriendomizil ausharrte. Mit zwei Blechdeckeln bewaffnet, die er unterwegs zusammenschlagen wollte, um dem Bär zu verraten, dass er sich näherte, machte Paul sich auf den Weg. Er war definitiv der bessere Pfadfinder von uns beiden. Nach einer Weile kam er mit der Nummer eines Rangers aus Minden zurück. Der Bär war offenbar ein alter Bekannter, auch das alte Ehepaar hatte ihn schon bei den Hütten gesehen. Der nahende Winter musste ihn zu unserer Siedlung getrieben haben. Ich verbuchte die Begegnung unter der Rubrik »eine gute Geschichte«, aber Paul schien sie extrem zu beunruhigen. Als ich am Abend eine Zigarette vor der Hütte rauchen wollte, hielt er mich am Arm fest, und in der Nacht wälzte er sich ruhelos in den Kissen.

Ich hatte die Sache fast vergessen, als ich eines Nachts von einem Geräusch geweckt wurde. In der Dunkelheit tastete ich nach Paul. »Hörst du das auch? Meinst du, da ist wer?«

Augenblicklich saß mein Freund senkrecht im Bett. »Das muss der Bär sein!«, flüsterte er. Ich gähnte. Das Geräusch klang wie ein Scharren, und

es schien von unterhalb unserer Hütte zu kommen. »Steh auf, alleine will ich nicht nachsehen«, drängte Paul.

Ich gähnte wieder. »Guck doch erst mal aus dem Fenster.«

Paul schlich zur Tür und schob die Häkelgardine zurück, die das Spähfensterchen verbarg. »Ich seh nur Nacht«, wandte er sich frustriert zu mir um.

Weil Paul es nicht wagte, das große Fenster zu öffnen und sich hinauszulehnen, blieben wir auf der Bettkante sitzen und lauschten in die Nacht, bis es wieder still wurde. Als ich einschlief, streifte mich der Gedanke, dass ich Paul womöglich als Hasenfuß ansehen würde, wenn ich nicht so verliebt wäre.

Im ersten Morgengrauen lief ich barfuß nach draußen und sah mich neugierig um. Die Kratzspuren stammten nicht von einem Bären – in der Nacht hatte sich ein wagemutiges Stinktier an unserer Hütte zu schaffen gemacht.

Ich weiß nicht, warum mir heute gerade diese Geschichte einfällt. An jenem Morgen haben Paul und ich über den Zwischenfall gelacht, und dann nahm er mich in den Arm, hauchte mir einen Kuss in den Nacken und schlug vor, noch mal ins Bett zu gehen. Seine Lippen fühlten sich warm an. Wir waren in Sicherheit.

Grün und Blau, Braun- und Rottöne, die Holzhütte am See, im Herbst. In der Dämmerung durch den Kiefernwald streifen, am Feuer sitzen, bis die Asche verglimmt und ein Käuzchen ruft, Worte in die Dunkelheit sagen, die mit dem ersten Sonnenstrahl vergessen sind. Pauls Blicke, die mir überallhin folgen. Seine Stimme, nah an meinem Ohr, mein Haar auf seiner bloßen Brust.

Es gab nur uns beide, 24 Stunden Nähe. Ja, am Muskoka Lake waren wir glücklich.

Vancouver – Familienplanung

Paul und ich waren knapp zwölf Monate zusammen, als er mir bei einem seiner Besuche in Dortmund eine Frage stellte, die ich nicht erwartet hatte. »Was hältst du eigentlich vom Heiraten?«

Es war an einem Sonntagnachmittag und wir kuschelten auf meinem Ledersofa im Wohnzimmer. Er bemühte sich um einen unverbindlichen Ton, aber sein Blick verriet mir, dass es ihm ernst war. »Jetzt käme das definitiv noch nicht für mich in Frage«, versetzte ich, während eine Stimme in meinem Kopf sagte: *Der meint es verdammt ernst mit dir. Der liebt dich wirklich.* »Außerdem will ich keine Fernehe«, fügte ich hinzu, »eigentlich will ich ja nicht mal eine Fernbeziehung.«

Paul nickte nur. »Ich weiß, Anna.«

Ich mochte den Lake Muskoka und ich war gern in Toronto oder Vancouver, aber ein Leben in Kanada konnte ich mir nicht vorstellen. In diesem riesigen, weiten Land fühlte ich mich oft verloren. Meine Eltern sind vor meinem fünften Geburtstag aus dem polnischen Breslau ins Ruhrgebiet gekommen, und meine Mutter erzählt gerne, wie schnell und mühelos ich ein Dortmunder Mädchen wurde. Ich habe zwei Muttersprachen, aber nur ein Mutterland, und im Englischen würde ich nie zu Hause sein. Deshalb war ich umso glücklicher, als Paul mir ohne zu zögern erklärte, er würde gerne in Deutschland leben. In seiner Zeit am College hatte er ein Jahr bei einer Gastfamilie in Finnland verbracht. Bei ihnen hatte er sich gut gefühlt, so frei und stark wie nie zuvor.

»Deutschland gefällt mir, und ich käme endlich von dieser Kaffeegeschichte los«, überlegte er laut. Anders als *Starbucks* oder *Coffee Fellows* setzt *Tim Hortons* auf Familientradition. Als ältester Sohn sah sich Paul offenbar in der Bringschuld. Langsam begann ich zu ahnen, dass das geschwungene rote Coffee-Shop-Logo wie ein Fluch auf meinem Freund lastete. »Aber ich zieh erst zu dir, wenn ich es mir leisten kann«, schloss er.

Ein paar Tage später saßen wir mit meinen Eltern beim Kaffee, als er bat, sich ein Stündchen ausklinken zu dürfen. »Jetzt macht die Börse auf«, warf er mir zu, als er die Tür hinter sich schloss. Später fand ich ihn im Schlafzimmer, den Laptop auf den Knien. Er habe 20 000 Dollar in